

45 Jahre modern Innehalten



Toni Suter

Der Komponist Wolfgang Rihm wurde 75 Jahre alt und ist wahrscheinlich der moderne Klassiker. Warum, zeigt seine Kammeroper «Jakob Lenz».

Seit ihrer Uraufführung 1979 ist Wolfgang Rihms Kammeroper «Jakob Lenz» zu einem modernen Klassiker geworden – wie ganz wenige moderne Stücke wurde und wird sie immer wieder gespielt. Jetzt inszeniert sie das Opernhaus Zürich zusammen mit dem Zürcher Kammerorchester im Rahmen eines kleinen Geburtstagschwerpunktes neu und bestätigt, wie packend das Stück ist. Faszinierend hat Rihm Georg Büchners Novelle über den Sturm und Drang-Dichter Lenz in eine Studie einer geplagten, durchdrehenden Seele gesetzt. Ein starker Text wird hier von Musik kommentiert und weitergetrieben, die sich weder andient noch vordrängt, sondern die Ebene dazugibt, die ein gutes Musiktheater ausmacht. Diese Musik erzählt etwas, ohne dass man sie zu analysieren braucht. Nur hinzuhören muss man bereit sein. Unter dermassen viel Druck, wie sie unter dem Dirigenten Adrian Kelly und dem Zürcher Kammerorchester (drei Celli, Bläser, Cembalo) steht, müsste sie hingegen nicht gespielt werden. Einiges klingt da zupackend, wo es eher um Feines gehen würde. Ausser die Titelpartie besetzt das Opernhaus die Rollen alle mit SängerInnen aus dem Internationalen Opernstudio. Man hört den «sechs Stimmen» an, dass sie sich dort primär auf eine Solokarriere vorbereiten – feiner Ensembleklang ist weniger im Fokus. Auch der grossartige Yannick Debuss, der als Lenz eigentlich keine einzige Verschnaufpause hat, muss dadurch oft laut werden. Dabei hätte er viele feine, leise Farben. Diese sind aber auch in der Inszenierung von Mélanie Huber (früher am Schauspielhaus) nicht sehr gefragt. In einer setzkartenartigen Schachtelkonstruktion (Ausstattung Lena Hiebel) wuseln die «sechs Stimmen» und Kinder in historischen Kostümen um Lenz herum: Wenig Psychologie, wenig Zauber. Allein in der Musik bleibt dieser moderne Klassiker von Wolfgang Rihm auch nach 45 Jahren noch frisch. (tg)

«Jakob Lenz», bis 26.11, ZKO-Haus, Zürich.



Andreas Zihler

Ein hingeworfenes Wort vertraut auf seine Wirkung. Ein nachgeschobener Ton verstärkt die Aufforderung zum Spiel.

Andrea Maria Keller (1967 – 2021) und ihrer trefflich lebensfreudig-hintersinnigen Wortkunst zu erinnern, steht als Maxime über den «Luftschlossgärtnerinnen», dem ersten Programm des neuen Seitenwagens des Ensemble Miroir mit dem Zusatz *et amies*. Die Sorgfalt in der wortakrobatischen Jonglage der Autorin kommt in diesem ruhigen Abend schön heraus. Viele Fragen säumen den Weg. Fast eindrücklicher aber sind die Antworten, Zusammenhänge oder halt Erkenntnisse, die hauptsächlich wirken, als müsse jegliche anderslautende Denkmöglichkeit zwangsläufig in die Irre führen. «Das Stolpern zu einem Teil des Tanzes machen», «Erinnerungen unablässig neu erfinden», «in sich hineinlächeln, einfach so». Die Gedichte sind Aufmunterungen, die Gegebenheiten akzeptieren, nicht aber ihre für landläufig verkaufte Verortung. Die Aufzählung darüber, «was ich heute gemacht habe», beschreibt den vollgestopften Tagesablauf einer Mutter, Ehefrau, Hausfrau, Berufsfrau, und der Zusatz, das wäre ja alles überhaupt nichts, wächst in der Wiederholung über die Affektbedeutung hinweg in sein Gegenteil und wird zur mit Stolz erfüllten Eigenermutigung. Ja, Selbstermächtigung. Die vier Hände am Flügel (Stefi Spinas, Eva Schwaar) ordnen sich dem Text unter (Rezitation: Michaela Wendt) oder paraphrasieren die darin ausgedrückte Stimmung: Mal frohlocken die Klänge, als erlebten sie das Glücksgefühl einer Reise auf einem fliegenden Teppich, mal suggerieren sie die Leichtigkeit eines Barfusstanzes in hohem Gras bei Regen. Hinter all dem widerständigen Optimismus schwingt natürlich auch der Grund dafür mit, der mitunter in offene Worte der Kritik kippen kann. «Mit Brautkleid steht / allein in weitem Feld / die Vogelscheuche.» Diese konzertante Lesung vermittelt eine Haltung, die emanzipiert ist, sorgsam träumerisch und verwegen in der Lebensfreude. froh.

«Luftschlossgärtnerinnen», 17.11., Theater Stok, Zürich. Nächstmal: 27.11., Haus für Musik, Rapperswil.

Discokugel



Andrea Macchia

Vor drei Jahren gastierte Piergiorgio Milano mit einem Traum, jetzt unternimmt er eine Schneeexpedition.

Am Anfang steht in jedem Fall der Winzling Mensch, der, von Flausen geplagt, waghalsige Unterfangen startet. Gross gedacht, dafür nicht ganz so befähigt. Also stolpernd. Und dies nicht allein physisch. «White Out» bedient den Abenteuerklassiker. Ob horizontal oder vertikal, die weisse Wüste muss ergründet vulgo bezwungen werden. In einer Dreierseilschaft. Die Naturgewalt, hier das Schneegestöber, ist dermassen wirkmächtig, dass darüber sogar die Dramaturgie ins Schlingern gerät und die beabsichtigte Heldensaga sprunghaft wird – oder halt einen Sprung abbekommt. Zwei sind von vornherein dermassen erschöpft, dass sie getragen und geschleppt werden müssen, zusätzlich zum denkbar nützlichsten Utensil, das sich die Fantasie für eine solche Extrembelastung überhaupt als zweckdienlich vorstellen kann: eine Discokugel. Der Wahn reist bei Piergiorgio Milano immer mit und liefert durch dessen allzumenschliche Nachfühbarkeit für alle eine immense Fülle für Steilpässe, Zwischentöne und zuweilen auch Häme. Die Zusammenhänge sind auch wortlos klar, die körperlichen Kapriolen sind genauso B-Boying wie Grössenwahn, der Verlierer steht von vornherein fest. Insofern kann «White Out» natürlich mit einer Naturschutzschlagseite gelesen werden, aber gerade so gut als zirkensische Akrobatik, die allein verblüffendes Staunen im Sinn führt. Es ist immer nie klar, ob das eine ohne das andere, überlebensfähig wäre oder zumindest ob es irgend einen Nutzen hätte. Erst die Komik erfüllt die Präzision mit Leben. Der Hauptstreit der drei Abenteuerer entfacht sich entlang der richtigen Musikspur: Whitney Houston, Dire Straits oder doch Jodelrock? Die drei Herren bemühen sich je um die Deutungshoheit über ihre eigene Legendenschreibung, was selbstredend missglückt. Auch weil ein stereotyp geträumter Traum es niemals wagen würde, ausserhalb der eigenen Fantasieleitplanken nach Erfüllung zu suchen. froh.

«White Out», 22.11, Tanzfestival, Winterthur.